


Nr. 41. Bydgoszcz/ Bromberg, 20. Februar 1938




(28. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Er will ihn fortschieben, will nach dem langen, was sich ihm entzieht. Will sprechen. Aber das Mädchen greift zum Stift. In einer Weise, die ihm zu verstehen gibt, daß er nun diktieren muß.

Er fügt sich; überwindet nach den ersten Sätzen seine Befangenheit und sagt flott an in rasch strömender Wortflut . . . Gerät in eine sich immer steigernde, wunderbare Arbeitsstimmung. Meistert spielend die etwas spröde Materie. Aus dem Diktierenden wird ein Redner . . .

Er geht im Zimmer auf und nieder; scharf denkend, alle Spannkraft seines Hirns gesammelt. Und doch sieht er im Unterbewußtsein eine schmale weiße Hand, die — ein Lebewesen für sich — hurtig über das Papier eilt und seine Worte festhält.

Mit einemmal ruht der Stift, den sie führt. Sekundenlang . . . minutenlang . . .

Da wird ihm bewußt, daß er aufgehört hat zu sprechen und ebensolange wie fasziniert auf diese Hand starrt; und auf das Mädchen, das da sitzt. Deren Anwesenheit er so stark fühlt. Wohlig und anregend. Seine Gedanken beflügelnd.

Diese jähe Entdeckung, dieses ganz Neue, Seltsame bestürzt ihn. Er rettet sich aus dieser Verwirrung in die Frage:

„Haben Sie auch folgen können, Fräulein . . ."

„Natürlich, Herr Doktor."

„Ich fürchte, ich bin wieder mal recht rücksichtslos im Diktieren gewesen. Das ist mein alter, unverbesserlicher Fehler. Meine Sekretärinnen haben wirklich kein beneidenswertes Leben."

Es fehlt tatsächlich nicht mehr viel, und ich plaudere mit dieser Hotelstenotypistin wie mit einer jungen Dame der Gesellschaft beim Fünf-Uhr-Tee, bespöttelt Bernd sich selbst reichlich ingrimmig.

„Es war gar nicht schwierig, Ihrer klaren, flüssigen und auch interessanten Rede nachzukommen, Herr Doktor." Das Fräulein steht auf.

„Ich werde das Diktat jetzt im Schreibzimmer auf der Maschine übertragen. Wann wünschen Herr Doktor die Reinschrift samt Durchschlägen aufs Zimmer?"

„Wenn es noch heute sein könnte, wäre es mir lieb."

„Selbstverständlich. Der Hotelbriefkasten wird um sechs Uhr dreißig vor dem letzten Postzug geleert. Wollen Herr Doktor um sechs Uhr unterschreiben?"

„Sie sind sehr freundlich, mein Fräulein und unglaublich tüchtig," sagt Bernd mit seiner ganzen, gewinnenden Liebenswürdigkeit und denkt sich dabei: Warum soll ich mir das Vergnügen nicht gönnen, mit diesem schönen, klugen und feinen Geschöpf ein bißchen zu plaudern? Er sucht nach seinem Etui, um dieses Plaudern mit dem Anbieten einer Zigarette zwanglos einzuleiten. Da hört er die herzliche Versicherung:

„Auf Wiedersehen, Lord, mein gutes Tier!" Er sieht, wie sie sich zu dem Hund niederbeugt, der freudig seine Schnauze in die sanfte Beuge ihres Armes vergräbt. Liebkosend streicht sie über das dichte Fell, rafft dann Bleistift und Schreibblock zusammen und verschwindet mit einer liebenswürdigen Verneigung gegen ihn, die wiederum durchaus die Geste damenhafter Verbindlichkeit ist und nichts hat von der ergebenen Unterwürfigkeit der kleinen Angestellten.

Als sich die Tür hinter ihr schließt, schlägt es fünf Uhr.

Bernd hat also eine Stunde Zeit, mit dem Eindruck fertigzuwerden, den dieses junge Mädchen so unmittelbar und stark auf ihn ausgeübt hat, daß jäh etwas in ihm aufgerührt wurde. Etwas, das er nicht wahrhaben will, davor er die Augen schließen möchte, das er bespöttelt, das sich aber darum doch nicht einfach abtun läßt. Das sogar der Selbstironie standhält, mit der Bernd gegen seine „Primanergefühle" zu Felde zieht, sich dabei schonungslos „frisch gebackener Ehbräutigam" titulierend.

Das Ergebnis dieser Stunde ist, daß sein Herz wie toll zu schlagen beginnt, als pünktlich um sechs Uhr an seine Zimmertür gepocht wird.

Gepreßt klingt sein „Herein!"

Und dann — steht Erika Lenz vor ihm und übergibt ihm die von ihrer Kollegin säuberlich getippte Post.

Er starrt sie so verblüfft an, daß sie wiederholt:

„Meine Kollegin hofft, daß alles zu Ihrer Zufriedenheit ist, Herr Doktor."

„Ja . . . Fräulein . . ."

„Lenz," stellt Erika sich prompt vor.

Bernd beugt sich über Briefe und Schriftsatz und unterschreibt.

„Liefert wirklich tadellose Arbeit, das Fräulein . . . ach, nun habe ich den Namen vergessen."

„Steinhoff," erklärt Erika bereitwillig.

„Ja, richtig, Steinhoff . . . hm . . . ob sie mir wohl morgen nachmittag wieder eine Stunde einräumen kann?"

„Selbstredend, Herr Doktor. Ich werde es gleich unten melden. Würde vier Uhr passen?"

„Ja . . ."

„Eine von uns beiden wird sich dann also pünktlich einfinden."

„Soso . . . Sie versehen hier also den Schreibdienst gemeinsam mit Fräulein Steinhoff?"

„Gemeinsam oder abwechselnd, wie es gerade kommt. Entweder in der Korrespondenz für die Hotelverwaltung, oder für die im „Nassauer Hof" wohnenden Herrschaften, je nachdem . . ."

„Da müssen Sie ja auch in fremden Sprachen bewandert sein", forscht Bernd.

„Gewiß. Und darin teilen, beziehungsweise ergänzen wir uns ebenfalls. Ich selbst übernehme italienische und englische Korrespondenz. Die Suse ist Spezialistin für französisch und spanisch."

Also Suse heißt sie, denkt Bernd, indes er laut bemerkt:

„Dann muß ich für morgen doch wieder besonders um Fräulein Steinhoff bitten, da ich eine Eingabe gegen eine französische Patentschrift zu richten habe."

*

Und wieder sagt Rechtsanwalt Dr. jur. Bernd Rainer, Kurgast des „Nassauer Hof" in Wiesbaden, der Hotelstenotypistin Susanne Steinhoff an.

Vielen Sekretärinnen hatte er im Laufe der Jahre diktiert. Blonden und brünetten, häßlichen und hübschen, intelligenten und Blendern. Nie hatte er sie bei der Arbeit gesehen. Sie waren ihm Werkzeug, Mittel; unsichtbar, nicht vorhanden, wie das Heft, in das sie stenographierten.

Suse aber ist ihm sehr gegenwärtig . . . Und nicht nur das, sondern auch seltsam vertraut. Ein Gefühl durchströmt ihn dabei, als würde mit diesem Mädchen das Schicksal ihm ein vor langer Zeit gegebenes Versprechen einlösen. Dabei erfüllt ihn eine gewisse unüberwindliche Scheu, dieses Empfinden nach seinen Beweggründen zu zergliedern, seinen Ursachen nachzuspüren. Er gibt sich ihm einfach hin . . .

So wie er sich auch nicht mehr gegen das in ihm wachsende Entzücken wehrt, wenn er Suses gebeugten Kopf betrachtet, das edle Profil, die hellblonden Stirnlocken, die feine, gerade Nase mit den bebenden Flügeln, den beim Schreiben leise bewegten klugen Mund, die schmalen Sicheln der Brauen, die langen, seidigen Wimpern. Sogar den erbsgroßen Brandfleck an der linken Schläfe findet er schön. Nur daß die schimmernde Haarpracht im Nacken in strengem Pagenschnitt endet, stört ihn irgendwie in diesem Gesamtbild. Und plötzlich sagt er mitten hinein in die Richtlinien für einen Kaufvertrag:

„Warum tragen Sie eigentlich die Haare geschnitten? Zu Ihnen paßt ein Knoten, Fräulein Steinhoff."

Suse sieht auf, vollkommen verdutzt, und erwidert mechanisch:

„Den habe ich doch immer getragen und mir erst kürzlich die Haare schneiden lassen." Dann wird sie plötzlich rot. Röter noch als Bernd, der aber trotzdem weiterfragt:

„Warum haben Sie das bloß getan,"

Hilflos zuckt Suse die Achseln.

„Sie müssen die Haare wieder wachsen lassen," sagt Rechtsanwalt Rainer so ernst, als handle es sich um einen äußerst wichtigen Prozeßpunkt.

Suses Augen irren über den Konzeptblock. Ihr Atem geht mit einem Mal schwer, und sie wird blaß. Schneeig blaß.

„Ich habe Sie überanstrengt . . . Sie fühlen sich nicht wohl . . ." hört sie den Mann angstvoll rufen. Sie bemüht sich krampfhaft, gegen ein Schwindelgefühl anzukämpfen. Das gelingt ihr aber nur soweit, als sie das Bewußtsein nicht völlig verliert, so daß sie fühlt, wie er sie auf die Liegestatt bettet, wie Lord winselnd ihre Hände leckt, während der Mann aus einem Reisefläschchen Kognak in ein Glas Wasser gießt. Sie kann, mit geschlossenen Augen, dann sogar ziemlich ruhig denken. Sich wundern, woher er nun doch ihren Namen weiß. Sich sagen, daß Erika ihn wohl unbefangen erwähnte . . . Dann spürt sie das Kognakwasser auf ihren Lippen.

Sie schluckt, richtet sich auf, murmelt:

„Verzeihung . . ."

„Oh, Sie müssen mir verzeihen, liebes Fräulein Steinhoff. Bitte bitte, seien Sie mir rücksichtslosen Patron nicht böse, der so mit ihrer Arbeitskraft wütete."

„Sie sind auch, weiß Gott, viel zu schade zur Hotelstenotypistin. Bitte, das können Sie nicht leugnen, wenn Sie aufrichtig bleiben wollen, Fräulein Steinhoff. Und daß Sie natürlich auf einen ganz andern Platz gehören, wissen Sie bei sich selbst ebensogut, wie ich es sofort ganz instinktiv gefühlt habe als ich Sie zum erstenmal sah. Ich habe doch auch, von Ihrem gedanklichen Mitgehen angeregt, in den gestrigen Nachmittagstunden mehr und besseres geschafft, als sonst mitunter in Tagen . . ."

Da sieht er, wie Suse die Augen senkt, indes ein ganz feiner, mattrosa Schleier sich langsam von der Stirn herab über ihr Gesicht legt bis in den spitzen Ausschnitt ihres weißen Leinenkleides, das mit blauen Blenden abgesetzt ist. Ihre schlanken Finger liebkosen den Kopf des Hundes, der sich zärtlich an sie drückt.

„Jedenfalls bin ich sonst kein solcher Jammerlappen, der ohne Grund an einem schönen, wenn auch vielleicht etwas sehr warmen Augusttag zusammenklappt. Bitte mir das zu glauben, Herr Doktor, obzwar ich es zunächst nicht unter Beweis stellen kann."

„Damit verlangen Sie allerhand von einem Rechtsanwalt. Und eine Bedingung muß ich schon stellen, wenn ich so einfach nur glauben soll, Fräulein Steinhoff."

Sie sieht ihn an. Es ist die bittende Aufforderung, diese Bedingung zu nennen. Aber Bernd antwortet nicht gleich, weil er erst einmal begeistert feststellen muß, daß die auf ihn gerichteten großen Mädchenaugen wie goldbräunliches, ganz edles Schildpatt leuchten. Jetzt gleiten sie ab von ihm und suchen befangen ein neues Ziel; wohl weil er seine Bewunderung allzu deutlich verraten hat.

„Meine Bedingung", beeilt er sich nun zu erklären, „ist gar nicht so schlimm. Nämlich: Sie trinken jetzt Tee mit mir."

Sie versucht einen Einwand. Aber er lacht sie an wie ein übermütiger Knabe.

„Sie dürfen nicht nein sagen. Meinethalben betrachten Sie es als Dienst. Dienst am Kunden, beziehungsweise Hotelgast, wenn Sie mir jetzt Gesellschaft leisten. Hauptsache, daß ich die Freude daran habe." Und schon läutet er und macht seine Bestellung beim Zimmerkellner.

Und dann folgt eine Teestunde, deren bestrickendem Reiz sie beide verfallen. Der Mann, der den aufmerksamgalanten Wirt, das Mädchen, das die sorglichdamenhafte Hausfrau macht. Dabei plaudern sie. Gelöst, heiter, freudvoll. Eine weiche, törichte Sehnsucht, ein unbestimmtes Verlangen nach Glück flattert in ihnen hoch. Und leichter Scherz nimmt allem die Schwere . . .

„Ich mache Sie aufmerksam, Herr Doktor, daß diese Cremetörtchen nicht nur eine Spezialität der Hotelkonditorei, sondern von Wiesbaden überhaupt sind."

„Dann, bitte, bedienen Sie sich. Fräulein Susanne, ich ziehe eine von Ihnen zurechtgemachte geröstete Weißbrotschnitte — vielleicht mit einer Tomatenscheibe — diesem süßen Genuß bei weitem vor."

Ebenso flink wie diese geschickten Mädchenhände zu schreiben verstehen, streichen sie nun Butter auf die Brotscheibe. Da läßt er sich hinreißen und küßt die feinen Finger. Ganz zart und behutsam.

Ein Leuchten wie von dunkler Bronze springt in Suses Augen auf. Ganz kurz ist diese ihre spontane Antwort auf das, was sein Handkuß, ebenso stumm, ausgedrückt hat . . . Dann steht sie langsam auf.

„Ich werde nun gehen müssen, Herr Doktor . . ."

Er hält sie nicht. Begleitet sie bis zur Tür.

„Ich danke Ihnen, Susanne . . . ich danke Ihnen sehr . . . auf Wiedersehen . . ."

„Auf Wiedersehen . . ."

Im menschenleeren Gang bleibt sie einen Augenblick stehen. In raschen Schlägen pocht ihr Herz im Rhythmus ihres Blutes, das sich nach Liebe sehnt . . .

Was immer aber diese Stunde in ihr aufgewühlt haben mag, nicht das mindeste ist ihr anzumerken, als sie in freundlichem Gleichmut das Schreibzimmer betritt, in dem Erika Lenz gerade mit einem lauten Atemzug der Befreiung einen engbeschriebenen Bogen aus der Maschine nimmt und ihn mit vier ähnlichen zusammenheftet.

„Ist wieder mal eine Mordsschinderei gewesen. Ausgerechnet hier in Wiesbaden muß der Herr Filmregisseur Mombert seine Verträge mit dem Standphotographen Leubner machen, und ich armes Luder kann sie nun tippen. Wenn aber die heutige Formulierung der achtzehn Punkte mit fünfundzwanzig Unterpunkten wieder umgestoßen wird, dann . . ."

„Dann werde ich mal einspringen, Erika, damit Sie sich von dieser Scheußlichkeit erholen können."

„Nur keine voreiligen Versprechungen, Susannchen. Wer weiß, ob Doktor Rainer Sie freigibt."

„Darüber hat er doch nicht zu bestimmen. Schließlich bin ich Angestellte des „Nassauer Hof" und nicht die seine."

„Das schon. Aber, wenn er ausgerechnet französische Korrespondenzen hat . . ?"

„Wie kommen Sie denn darauf?"

„Weil er es mir gestern ausdrücklich gesagt hat."

„Das verstehe ich nicht."

„Aber ich jetzt um so besser."

„Dann erklären Sie es mir."

„Sofort. Aber erst muß ich Sie rasch noch fragen, ob heute vielleicht eine französische Patentschrift bearbeitet worden ist?"

„Nein."

„Das gerade aber hat er gestern behauptet. Das heißt, mir weismachen wollen, nachdem er zuerst wirklich äußerst geschickt von mir erfragt hat, für welche fremde Sprache jede von uns besonders in Frage kommt. Darauf hat er dann in vollem Ernst versichert, er habe französische Korrespondenzen zu erledigen, weshalb er unbedingt die Schreibhilfe des Fräulein Steinhoff haben müsse. Na, was sagen Sie nun?"

Suse sagt gar nichts. Aber das Blut schießt ihr in die Wangen.

„Susannchen," sagt Erika weich, „Sie wissen doch, wie lieb ich Sie habe und daß ich Ihnen von ganzem Herzen das allerschönste wünsche. Deshalb habe ich jetzt ein bißchen Angst um Sie. Halten Sie Ihr Herz fest, damit es nicht davonfliegt. In den Himmel, der nicht immer offen steht und an dessen geschlossenem Tor so ein kleines Menschenherz böse anstoßen und sich arg verletzen kann."

„Erika, liebe gute Erika, Ihre Sorge um mein Herz kommt zu spät. Das hat sein Schicksal schon erreicht. Das ist gezeichnet. Für immer."

Die Lenz trompetet in ihr großes Taschentuch. Dann stülpt sie die Schutzhaube auf ihre Maschine und meint:

„Was ich noch sagen wollte, Kindchen. Der Martin, Sie wissen, der Zimmerkellner aus dem zweiten Stock, ist doch ein ekelhaftes Klatschmaul. Schmückt 'ne harmlose Teestunde zur wüsten Orgie aus, und die üppige Phantasie seines dankbaren Publikums im „Nassauer Hof" gibt dann noch extra ihren Senf dazu."

In Suses jäh erblaßtem Gesicht funkeln jetzt ganz dunkel die Augen von Schildpattfarbe.

„Dieser hervorragende „Nachrichtendienst" klappt ja mit einer Firigkeit und Genauigkeit, die wahrlich einer besseren Sache würdig wäre."

„Tja, Susannchen, dem stehen Sie machtlos gegenüber. Wissen müssen Sie's aber doch. Von wegen — stopp!"

„Ich danke Ihnen, Erika. Sie sind ein feiner Kerl. Und daß ich Sie an meiner Seite habe, ist von viel größerer positiver Bedeutung für mich, als das widerliche negative Geschwätz des Hotelpersonals."

(Fortsetzung folgt.)

# Ein sonderlicher Segen.

**Eine Geschichte von Paul Seelhoff.**

Der Graf Magnus Steenbock war ein großmächtiger Herr, dazu schwedischer Feldmarschall, und des Nachts fuhr er in einer vierspännigen Kutsche durch die Straßen von Altona. Das soll er bis in die neueste Zeit hinein getan haben.

Jedoch fuhr er nicht auf den Straßen, die mit anderen ein Kreuz bilden. Das kam daher, daß er sein ganzes Leben hindurch mit dem Bösen zu tun hatte; in Upsala soll er als Student schon die schwarze Kunst betrieben haben.

Das Land Schleswig-Holstein hat von dem Grafen Magnus Steenbock nicht viel Gutes gehabt.

Als die Dänen im Jahre 1709 plötzlich in der schwedischen Landschaft Schonen landeten, stellte der Graf Steenbock sich ihnen entgegen mit einem Heer, das er in der Eile fast aus der Erde gestampft hatte. Das waren die Knechte von den Höfen und die Bauernsöhne aus dem Land Schonen, von denen die Dänen dann zu Mett verarbeitet wurden.

So weit wäre das auch noch alles in Ordnung gewesen und ginge uns heute auch kaum noch etwas an, wenn der mächtige schwedische Graf Magnus Steenbock sich mit seinem ungefügen Heer nicht über die Ostsee und darauf in das deutsche Land nach Pommern geworfen hätte und von da nach Mecklenburg hinein, wo er die Dänen bei Gadebusch wiederum elendiglich und zunichte schlug.

Offenbar wollte er ihnen dann auch gleich den Rest geben und fiel zu Anfang des Jahres 1713 einem heulenden Wolf gleich in das schöne Land Holstein ein. Bald hatte er Altona belagert und schon eingenommen und gab den Befehl, die reiche und schöne Stadt aufzubrennen.

Es war aber dieser Befehl, nun, mitten in dem sehr strengen Winter, da der Frost hoch stand, schier unmenschlich, und Bürgermeister und Rat und die Bürger selbst, dazu auch deren Frauen und Kinder, flehten den schwedischen Feldherrn an, er möge diesen Befehl widerrufen und rückgängig machen.

Doch hatte ihr Bitten und Jammern keinen Zweck. Der Feldmarschall blieb dabei, die Stadt müsse brennen, und er könne auch einen Befehl, den er einmal gegeben habe, nicht zurücknehmen. Das sei so.

War der Not kein Ende, und es wird erzählt, daß die eigenen Scharfschützen des schwedischen Feldherrn sich weigerten, die Häuser der Bürger von Altona in Brand zu schießen; sie seien ehrliche schwedische Soldaten und keine Mordbrenner. Doch half auch das nichts, und die Stadt sollte brennen.

Zuletzt sahen die Menschen alle auf den Grafen Steenbock, wie er so dastand und vor sich hinstarrte und nun doch noch zu überlegen schien, was er tun oder was er lassen solle. Es sind dies harte und schwere Augenblicke gewesen für alle, die da um ihn herumstanden und insbesondere für die Bürger von Altona und deren Kinder und Frauen.

Tat der endlich seinen Mund auf und sagte nichts als die so schlimmen drei Worte: „Stadt soll brennen!"

Da kam eine lähmende Schwere über alle, die diese wenigen und furchtbaren Worte zu hören vermochten; und denen, die zu Altona gehörten, war es, als ginge ihnen gleich die Erde unter den Füßen weg.

Unter den Menschen, die dies miterlebten und auf denen der Befehl des Feldmarschalls wie Zentnerlast lag, befand sich auch der Prediger Sasse. Der löste sich aus der Starre, trat auf den Feldmarschall zu, erhob beide Hände über ihn, also, daß der Schwede gleich anfing, das Knie zu beugen, schlug mit der rechten Hand das Kreuz und sprach diese Worte über ihn: „Der Herr segne dich und behüte dich! Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und gebe dir Frieden!"

Der schwedische Feldmarschall wußte zuerst nicht, was der Prediger Sasse mit diesem seinem so sonderlichen Segen wollte, und auch die, die dabeistanden, begriffen es nur langsam.

Die Stadt Altona hat brennen müssen, und das bis auf die Mauern. Doch ist es mit dem Siegeszug des schwedischen Grafen, den er das Jahr zuvor mit den Hofknechten und den Bauernsöhnen von Schonen so siegreich gegen die Dänen begonnen hatte und der ihn über die Ostsee und dann durch Pommern und durch Mecklenburg und schließlich durch das südliche Holstein bis nach dem nun so unglücklichen Altona gebracht hatte, von jetzt ab aus und vorbei gewesen.

So sehr hat wohl Gott den seltsamen Segen des Predigers Sasse verstanden und ihn wohl auch als das gelten lassen, was er in Wirklichkeit war, als den Fluch bekümmerter und bis in das Herz verzweifelter Menschen.

Wie sehr auch dieser sonderliche Segen von Altona seine Kraft behalten hat, vermag man noch heute daraus zu ersehen, daß sich der zuvor schier allmächtige schwedische Feldmarschall Steenbock schon vier Monate nach diesem Tage den Dänen, den Deutschen und den Russen bei Tönning ergeben mußte, nachdem die ihn die Nordseeküste hoch gejagt hatten. Mit ihm gerieten bei Tönning mehr denn zwölftausend Schweden in die Gefangenschaft.

Diese zwölftausend Mann hat Steenbock noch bei sich gehabt und doch nicht mehr gewußt, sich zu wehren. Er, der zuvor in Baden und am Rhein sich großen Kriegsruhm erworben hatte und von dem die Menschen damals und mit Recht sagten, daß der Sieg Karls XII. bei Narwa im Jahre 170[illegible] dem Steenbock fast allein zu danken gewesen wäre, bei dem er doch mit nur achttausend Schweden mehr denn vierzigtausend Mann des großen russischen Peter schlug!

So sehr hatte aber nun die Kraft des sonderlichen Segens des Predigers Sasse gewirkt, daß der Graf Steenbock sich bei Tönning schon nicht mehr gegen seine Feinde zu wehren wußte, obwohl er doch noch ein für jene Zeiten so großes Heer von nahezu zwölftausend Schweden bei sich hatte.

Sehr schlimm kann es sein, wenn ein Segen zum Fluch wird, wie der schwedische Feldmarschall Magnus Steenbock das hat erfahren müssen und obwohl er, wie seine Soldaten hinterher noch lange erzählt haben, es bei Tönning doch noch mit allen Mitteln der schwarzen Kunst, die er zu Upsala gelernt hatte, versuchte, sich aus dem Fluch von Altona wieder zu lösen.

Doch ist ihm das nicht gelungen. Nach vier Jahren starb er im Gefängnis der Dänen zu Kopenhagen. Er hat die Dinge seines Lebens noch in den letzten beiden Jahren seiner Gefangenschaft zu Papier gebracht. In dieser seiner Schrift über seine Taten und Untaten ist über den Segen des Predigers Sasse zu Altona von seiner eigenen Hand noch heute zu lesen: „Es ist mir dieser Segen aber zum Fluch geworden."

# 24000 Stunden unter Wasser!

**Siebzigjähriger Taucher wurde Ritter der Ehrenlegion. — Gefährliche Abenteuer auf dem Meeresgrund.**

Der Taucher Charles Courouble in Toulon, der soeben siebzig Jahre wurde, ist wegen seiner Verdienste zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

Den Ruhm, 1000 Tage seines Lebens unter Wasser verbracht zu haben, darf in Frankreich nur der Taucher Courouble aus Toulon für sich in Anspruch nehmen. Der jetzt im Ruhestand Lebende ist fast 15 000 Mal getaucht. Er verbrachte rund 24 000 Stunden unter Wasser, zum Teil bis zu einer Tiefe von sechzig Metern. Unter den Eintragungen des Tauchers Courouble befinden sich fast alle berühmten Schiffsuntergänge. Die Kartei, die sich Courouble angelegt hat, umfaßt fast 2000 Schiffe, Fracht- und Luxusdampfer, Segler, bei denen der Taucher irgendwie mitgearbeitet hat und von denen die genauen geographischen Positionen festliegen. Von den versunkenen Galeonen der spanischen Silberflotte bis zum Golddampfer „Egypt" ist alles vertreten. Nicht umsonst meint Courouble: „Taucher sein ist der schwerste Beruf auf der Welt. Kein Beruf ist lebensgefährlicher, keiner so von plötzlichen Zufällen abhängig. Es kommt nicht nur auf Geistesgegenwart und Entschlossenheit an, sondern auch auf eine allen Strapazen gewachsene Gesundheit."

**Millionenschätze zwischen Algen und Quallen.**

Es sind nicht nur Goldbarren und Fässer mit Silber, um die gekämpft wird, wie die unbekannten Millionen der spanischen Armada, oder die 600 Millionen der „Lutine", des englischen Golddampfers, der bei der holländischen Insel Terschelling ruht, oder die 1089 Goldbarren und 7 Kisten mit 164 979 Goldpfunden der „Egypt", die am 22. Mai 1922 bei Brest gerammt wurde. Auch andere Dinge locken, so z. B. die 1486 Bronzekanonen, die in der Bucht von Vigo an der spanischen Küste liegen, oder die versunkenen russischen Kriegsschiffe in der Gegend von Tushima deren Schrottwert heute noch mit etwa 400 Millionen Mark angesetzt wird. In Afrika, auf der Höhe von Dakar, liegt angeblich das Diamantenschiff „Elisabethville" mit 200 Tonnen Kautschuk, 10 Tonnen Elfenbein und 13 000 Karat beste Rohdiamanten. In der Tobermorybucht, an der schottischen Küste, ruht das Admiralsschiff der spanischen Armada auf Grund, die 1588 von der englischen Flotte unter Admiral Drake besiegt wurde. Genaues über die Schätze dieses Schiffes sind nie bekannt geworden, aber man nimmt an, daß sie sich mindestens auf 200 Millionen Mark belaufen. Im englischen Kanal liegt ein schwedischer Frachter, „Sjömdalelf", der während des Krieges anscheinend von einem Unterseeboot versenkt wurde. Er hat 12 000 Tonnen besten Chromnickelstahl an Bord und stellt somit ein Millionenobjekt dar. Und an allen diesen Schiffen und noch unzähligen mehr hat der französische Taucher Courouble gearbeitet. An allen diesen Schiffen hat er sein Leben eingesetzt.

**Der „Luftschlauch" . . . . !**

Als 1912 im Auktionssaal der Lloyds-Versicherung in London die Glocke der „Lutina" angeschlagen wurde, rief der Sprecher in den totenstillen Saal die Katastrophe vom Untergang der „Elisabethville" aus. Wenige Monate später waren die französischen Taucher der „Compagnie Estier", einer Bergungsgesellschaft, nach Dakar unterwegs. Die berüchtigten Juli-Zyklone der westafrikanischen Küste wurden abgewartet und dann begannen im Herbst 1912 die Bergungsarbeiten, die Courouble leitete. Er selbst tauchte, als das Wrack festgelegt ist und versucht, zu den Schätzen durchzudringen. Nach kurzer Zeit werden Kautschuk und Elfenbein geborgen. Langsam bahnt sich Courouble einen Weg zur Kapitänskajüte. Hier liegt alles durcheinander. Der Versuch die Schränke aufzubrechen und bis an den Tresor heranzukommen, schlägt fehl. Wochenlang arbeitet der Taucher, doch von den 13 000 Karat Diamanten ist keine Spur zu finden. Langsam kommt die Seetrift wieder auf, das Wrack schwankt auf dem Meeresboden.

Courouble ist wieder einmal in der Kajüte. Er hat sorgfältig die Tür festgemacht. Doch bei einer Bewegung des Schiffes schlägt sie zu und klemmt den Luftschlauch ab. Courouble kann selbst heute kaum beschreiben, welche Gedanken er bei dieser Katastrophe gehabt hat. Es ist keine Übertreibung, wenn er sagt, daß sein linkes Kopfhaar beim Abnehmen des Taucherhelms weiß geworden war. Er hatte nur Sekunden Zeit, sich zu retten. Er drang durch die Tür zurück. Im Augenblick waren die schweren Bleisohlen abgeschnallt und wie ein Blitz schoß Courouble nach oben. Er lag dann Wochen im Hospital, weil durch die plötzliche Druckveränderung in seiner Lunge Blutgefäße zersprangen. Die Diamanten der „Elisabethville" sind nie gerettet worden, aber Charles Courouble hat seinen Beruf bis zu seinem 66. Lebensjahr nicht aufgegeben.

Jetzt ist er Ritter der Ehrenlegion und Träger des Kreuzes mit Eichenlaub. An seine Stelle sind seine beiden Söhne getreten. Den dritten und ältesten Sohn verlor er während des Krieges. Hinter diesem Mann liegt ein Leben spannender und packender, als es jemals der beste Abenteuerroman gestalten könnte, ein Roman, über dem die Inschrift steht: 24 000 Stunden unter Wasser!



## Bunte Chronik



**Paris greift die Garderobieren an.**

Die Pariser haben zur Zeit viel gegen ihre Garderobieren in Kinos und Theatern auf dem Herzen. Früher konnten sie ihren Mantel für ein kleines Trinkgeld abgeben. Seit einem Jahr ist pro abgegebenes Kleidungsstück ein Frank fällig. Wer Hut, Mantel und Regenschirm mitbringt, muß also 3 Frank zahlen. Kinderreiche Familien sind also oft mehr als 10 Frank los, ehe sie überhaupt im Parkett Platz genommen haben. Als nun erwogen wurde, die Taxe sogar auf 1,25 Frank zu erhöhen, drohte ein Sturm der Entrüstung auszubrechen. Die sparsamen Franzosen nahmen ihre Mäntel mit ins Parkett, legten sie auf die Lehnen der Sitze und ließen die Regenschirme am Arm hängen. Weder dem Beifall für die Schauspieler noch dem eleganten Bild im Zuschauerraum kam diese neue Mode zugute. Wird der Boykott die Garderobieren zur Vernunft bringen?



## Lustige Ecke



**Der raffinierte Dieb.**



„Nun bin ich's also nicht, der diesen Sack geklaut hat . . .!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.